



texte*

*Münchner Texte *Impulse aus Gnadenthal

2

Romano
Guardini

Der Heilige
in unserer Welt

Präsenz-Verlag

texte* 2; Romano Guardini, Der Heilige in unserer Welt
aus: "Sorge um den Menschen", Band 1

Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz und Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1988
Alle Autorenrechte liegen bei der Katholischen Akademie in Bayern.

Herausgeber:

Kommunität Gnadenthal, 6257 Hünfelden

CVJM München, Landwehrstr. 13, 8000 München 2

"texte"/"Münchner Texte, *Impulse aus Gnadenthal" sind einzeln und als Reihe erhältlich im
Präsenz-Verlag, Gnadenthal, 6257 Hünfelden.

Nachdruck, auch auszugsweise, nicht erlaubt.

Romano Guardini

Der Heilige in unserer Welt

Inhalt:

Vorwort	4
Die Grundlage	5
Der Heilige im Neuen Testament	5
Der Heilige der Außerordentlichkeit	6
Der Heilige der Unscheinbarkeit	7
Der Heilige in unserer Welt	9
Heiligkeit und Laientum	11
Der Heilige der Außerordentlichkeit als beständiges Korrektiv	14
Die zeitliche und die ewige Welt	15

Präsenz-Verlag

Vorwort

"Ich vermute, daß heute ein neuer Typ des Heiligen im Entstehen ist...", schreibt L. Boros in einem seiner Bücher. Jede Zeit braucht und hat ihre eigenen Heiligen. Unsere Gegenwart ist eine Zeit tiefen Umbruchs, den wir auf vielen Ebenen wahrnehmen, in Kirche und Gesellschaft, in den Unruhen und Freiheitsbewegungen der Völker... Ganz besonders bewegt viele suchende und von Ideologien, ja auch von der Kirche enttäuschte Zeitgenossen die Frage nach dem wahren Wesen des Menschen. Welcher neue Typ des Heiligen wird sich da in solcher Zeit herausbilden und das christliche Zeugnis in seiner Person verkörpern?

"Dieser neue Typ des Heiligen ist - ich vermute es - ein Mensch..." Was Boros von diesem neuen Heiligen erwartet, Hellhörigkeit, Dienstbereitschaft und Unauffälligkeit, liegt ganz auf der Linie der geradezu prophetisch zu nennenden Aussagen Romano Guardinis in seinem Vortrag von 1956: "Der Heilige in unserer Welt". Er handelt von dem "Heiligen der Unscheinbarkeit", der in seiner schlichten Menschlichkeit dieser Welt Gottes Liebe bezeugt.

Es scheint an der Zeit zu sein, sich auf einen solchen Heiligen zu besinnen. Denn es ist offenbar, daß das Christliche sich in unserer Gesellschaft nicht mehr mit Macht und Mehrheit durchsetzen läßt. Umso mehr kann es in ihr mit wacher Menschlichkeit und unaufdringlicher Dienstwilligkeit wirken, "in einer Lauterkeit der Gesinnung, die immer tiefer mit Gottes Liebe eins wird".

Karl-Heinz Michel

Die Grundlage

Die meisten Tage des Kalenders tragen die Namen von Persönlichkeiten der christlichen Geschichte, denen ein besonderer Charakter von Ehrwürde, von Mahnung und Verheißung zugleich eignet: der Heiligen. Ihre Gestalten begegnen uns in der christlichen Kunst, in Legende und Dichtung, und wir selbst tragen ihre Namen. Welche Bewandnis hat es mit ihnen? Was ist das: ein Heiliger?

Sobald man mit ihrem Wesen vertrauter ist, wird die Antwort nicht schwer; schon im Alten Testament steht "das erste und größte Gebot", das dann Christus neu bestätigt hat: "Du sollst den Herrn deinen Gott lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deinem ganzen Gemüt und mit deiner ganzen Kraft" (Dtn 6,5; Mt 22,37). Ein Heiliger ist ein Mensch, dem Gott gegeben hat, dieses Gebot vollkommen ernst zu nehmen; es in seine Tiefe hinein zu verstehen und alles an seine Verwirklichung zu setzen. Etwas Großes also - ja etwas Furchtbares; denn was geschieht einem Menschen, der sich darauf einläßt? So versteht man die ehrfürchtige Scheu, zugleich aber auch die geheimnisvolle Anziehung, die der Glaubende angesichts dieser mächtigen und innigen Gestalten empfindet. Die Antwort, die wir da gefunden haben, gilt für alle Heiligen, aller Völker und aller Zeiten. Man kann die Frage aber auch anders stellen, nämlich wie denn ihr Bild im Bewußtsein der Glaubenden erscheint?

Darauf ist die Antwort nicht so einfach zu geben. Das Wesen bleibt sich gleich, denn worin könnte das Geheimnisvoll-Mächtige sonst bestehen, das der Christ im Heiligen verehrt, wenn nicht in der Vollendung der Liebe? Im Gang der Geschichte ändert sich aber die Weise, wie er sich diese Vollendung vorstellt.

Der Heilige im Neuen Testament

Wenn wir den großen Zeugen des frühesten christlichen Lebens, den Apostel Paulus, daraufhin befragen, bekommen wir eine eigentümliche Antwort. Im zweiten Brief an die Korinther zum Beispiel lautet die Anrede: "Paulus, Apostel Christi Jesu durch Gottes Willen, und der Bruder Timotheus, an die Gemeinde von Korinth wie auch an alle Heiligen in ganz Achaia." Am Schluß aber heißt es: "Es grüßen euch alle Heiligen" - ergänze, des Landes, aus welchem der Apostel schreibt, nämlich Makedonien.

Wer sind diese Heiligen? Offenbar die Christen einfachhin; jene, welche die Frohe Botschaft angenommen, den Glauben bekannt haben und durch die Taufe zu neuem Leben wiedergeboren sind. Eine andere Vorstellung also, als sie uns vertraut ist. Wenn wir das Wort sprechen, denken wir an die großen Einzelnen der Christlichkeit, deren ernste Gestalten in unseren Kirchen stehen; hier sind es Menschen, die in Korinth und Thessalonike und Ephesus und wo sonst ihr Leben führen; glauben und hoffen, sich mit ihrer Gebrechlichkeit plagen und an Religiös-Außerordentlichem kaum viel aufzuweisen haben.

Worin besteht denn hier jenes Besondere, das der Begriff des Heiligen doch offenkundig meint?

Zuerst müssen wir uns klarmachen, daß in der Frühzeit Christ zu werden und als Christ zu leben, in sich schon etwas Außergewöhnliches war. Wer sich dazu entschloß, löste sich aus dem Zusammenhang seines bisherigen Daseins heraus. Er wurde seiner Umgebung fremd. Wenn seine Familie den Schritt nicht mittat, entfremdete er sich auch ihr; manchmal so tief, daß es einer Trennung gleichkam.

Das ganze antike Leben war von heidnisch-religiösen Bräuchen, die Umgangssprache von Beziehungen auf Götter und Göttermynthen

durchsetzt; so mußte seine Lebens- und Rede-weise immerzu von der üblichen abweichen. Das war nicht nur mühsam, sondern brachte Mißverständnisse, Verlegenheiten, Schwierigkeiten ohne Zahl mit sich. Die glanzvollen religiösen Feste waren ihm verwehrt; von den öffentlichen Feiern der Stadt und des Staates, die ja alle mit den Göttern des Landes in Beziehung standen, mußte er sich fernhalten, oder doch dabei eine Zurückhaltung üben, die schwierig war und ebensoviel Entsagung wie Klugheit forderte. Was aber den römischen Staat angeht - und um den handelte es sich ja vor allem -, so verstand der sich selbst als etwas Göttliches, und sein Haupt, der Kaiser, wurde ausdrücklich als Gottheit verehrt. Daher mußte der Christ, der darin von Gewissens wegen nicht mitgehen konnte, in die härtesten Konflikte mit Gesetz und Staatsgewalt kommen.

Wer Christ wurde, tat also um der Liebe Gottes willen einen folgenreichen Schritt. Er trat in ein Leben ein, das vom Mißtrauen der Umgebung beunruhigt und von Schwierigkeiten aller Art belastet war; Entsagung über Entsagung forderte und oft genug in Bedrängnis und Tod führte. So verstehen wir wohl, wie Paulus von den Christen als von "den Heiligen" spricht.

Dann aber etwas anderes, und das ist das Eigentliche: Jene Menschen wußten, was das bedeutete, ein Heide zu sein. Sie hatten erfahren, wie naturhaft gebunden dessen Dasein trotz aller Kultur zutiefst war; wie wenig selbst seine geistig und künstlerisch entwickeltesten Formen der wirklichen Not des Herzens halfen; wie wenig, bei allem Tiefsinn, seine Mythen und Kulte die Sehnsucht nach Wahrheit und Freiheit erfüllen konnten.

So wußten diese Menschen auch um das Göttlich-Große der christlichen Botschaft. Sie hatten die "allen Sinn übersteigende Liebe des Christus" (Eph 3,19) erfahren und erfuhren immer wieder, was es bedeutet, in das neue Leben des Gottesreiches hineinzuwachsen.

Was sie lebten, war einfach ein neues, vom Heiligen Gott regiertes Dasein; so hatte der Apostel wohl das Recht, sie selbst "die Heiligen" zu nennen.

Der Heilige der Außerordentlichkeit

Dann aber ändern sich die Dinge. Die Christen werden zahlreicher, und wenn die Zahl steigt, senken sich in der Regel Ernst und Wert. Auch sind unter denen, die zum Glauben kommen, immer mehr Kinder; denn wenn Vater und Mutter Christen werden, oder es schon sind, nehmen sie ihre Kinder ohne weiteres in die Gemeinschaft der Kirche hinein. Diese empfinden aber die Tragweite des Schrittes nicht mehr. Sie wachsen im Bereich des Glaubens auf, und das an sich so Ungewöhnliche wird selbstverständlich.

Nach der Bekehrung des Kaisers Konstantin wird der christliche Glaube sogar Staatsreligion. Da muß, wer als guter Bürger gelten und im Staatsdienst vorankommen will, wenigstens dem Namen und öffentlichen Verhalten nach Christ sein; und man kann sich vorstellen, wie sehr das allgemeine christliche Leben dadurch veräußerlicht und sein Eigentliches verdeckt wurde. Da wäre es nicht mehr möglich gewesen, von den Christen einfachhin als von "den Heiligen" in Korinth, oder Ephesus, oder Rom zu sprechen.

Nun mußte sich eine neue Vorstellung herausbilden; und man begann darunter den Menschen zu verstehen, der "das größte Gebot" in einer außerordentlichen Weise verwirklichte.

Vor allem war das der Martyrer, der sein Leben für den Glauben gab. Einen Stephanus und Ignatius, eine Perpetua und Agnes umleuchtete der Glanz christlichen Heldenmuts und machte sie besonderer Verehrung wür-

dig... Aber auch in anderer Weise konnte sich die vorbehaltlose Liebe zu Gott ausdrücken. Etwa erlebte einer die Furchtbarkeit der Schuld so tief, daß es ihm nicht genügte, zu bereuen und nach Besserung zu streben. Er warf alles weg, ging in die Einsamkeit und führte dort ein Leben der Buße, vor dessen Härte man erschrickt - denken wir an die Einsiedler der thebaischen Wüste... Oder der Ruf der Gottesgemeinschaft wurde ihm so dringend, ihre Wertfülle so mächtig, daß er um ihretwillen arm wurde, wie das Franziskus und Clara getan haben... Oder er wurde vom Gebot der Nächstenliebe ergriffen, und gab sich ganz in den Dienst der Armen und Kranken; denken wir an Elisabeth von Thüringen oder Vinzenz von Paul... Wieder Andere erfuhren die Größe der Offenbarungswahrheit und lebten nur noch ihrer Erforschung, so ein Anselm von Canterbury, oder ein Thomas von Aquin... Abermals Andere vernahmen in ihrem Herzen das Wort: "Gehet hin und lehret alle Völker" (Mt 28,19); wurden von der Glut der Apostel erfaßt und trugen die Botschaft in die Welt, um vielleicht ihr Wort durch ihr Blut zu besiegeln: Patrick in Irland, Bonifatius in Deutschland, Franz Xaver in Indien... Und so fort in unerschöpflicher "Vielfalt der Gnaden und Berufungen".

Das Leben dieser Menschen hat verschiedensten Inhalt, immer aber trägt es den Charakter des Außerordentlichen. Sie kommen aus allen Bereichen der Gesellschaft, sind Könige oder Bauern, Ritter oder Handwerker, Frauen, Männer, junge Menschen, Kinder - doch eines ist ihnen gemeinsam: die Forderung der Liebe Gottes führt sie aus dem Alltäglichen hinaus und drängt sie, Außergewöhnliches zu vollbringen.

Dadurch sind sie Zeugen für die ewig neue Größe dessen, was durch Christus möglich geworden ist. Sie brechen gewissermaßen die göttliche Einfachheit seines Lichtes in die verschiedensten Formen der Verwirklichung auf; prägen Vorbilder, weisen Ziele und Wege,

lösen Kräfte aus, die dann durch Jahrhunderte weiterwirken.

Das ist die Vorstellung vom Heiligen, wie sie das christliche Bewußtsein bis in unsere Zeit bestimmt hat. Sie wird auch immer gültig bleiben, denn sie ist wahr; und unser Alltag bedarf großer Bilder, in denen die alles Irdische übersteigende Gnadenmacht Gottes offenbar wird.

Immer werden Gestalten wie Caecilia und Sebastianus, Benedikt und Dominikus, Augustinus und Ignatius, König Ludwig und Kaiserin Kunigunde, die Magd Notburga und der Bauer Nikolaus von der Flie leuchtende Bekundungen dessen sein, was die Liebe vermag, wenn sie über alle Vorbehalte hinweggeht. Bilder des christlichen Heroismus, der sich in einem Leben vorbehaltlosen Wagens, Duldens und Vollbringens ausdrückt.

Der Heilige der Unscheinbarkeit

Nun scheint es aber, als ob sich im Lauf der Neuzeit abermals ein Wandel vollziehe: als ob nämlich der Gedanke des Außerordentlichen nicht mehr so im Mittelpunkt der Bedeutsamkeit stehe, wie früher.

Wie sich das im Laufe der Geschichte zeigt, soll hier nicht weiter verfolgt werden; wir nehmen nur ein einziges Zeugnis heraus, das leicht zugänglich ist. Im achtzehnten Jahrhundert hat Jean de Caussade seine ebenso einfachen wie starken Gedanken niedergeschrieben, die zwar zunächst für Ordensleute bestimmt waren, aber dann, entsprechend umgedacht, dem in der Welt Lebenden Wichtigstes zu sagen haben. Das Buch heißt: "Hingabe an Gottes Vorsehung" und gibt auf die Frage, wie der Christ, der heilig werden will, sein Leben zu führen habe, die Antwort, er solle gar nicht Besonderes planen, sondern

immer nur das tun, was von Mal zu Mal die Stunde von ihm verlange. Gott selbst mache durch seine vorsehende Führung den Plan; so gehe der Weg zur Heiligkeit nicht durch ein vorbedachtes System von Handlungen und Übungen, sondern durch den Zusammenhang des Lebens selbst; und der Fortschritt zum Höheren liege nicht so sehr in Stufen des Vollbringens als in der immer größeren Reinheit der Liebe, mit welcher getan werden solle, was die Situation jeweils verlange. Was sie aber wirklich verlange; nicht, was irgend ein selbstisches Motiv möchte: persönliche Vorliebe, oder Bequemlichkeit, oder Vorteil, oder Genuß. So, als ob die Situation selbst redete und sagte: Gefordert ist, daß du diesem helfst, diese Arbeit tuest, in dieser Beschwerde Geduld übest... Das sauber und richtig zu tun, ohne es nach persönlichen Wünschen zurechtzurücken, oder abzuschwächen, oder umzufällen - das führe zur Heiligkeit.

Damit ist auch die Antwort auf die Frage gegeben, wie man das anfangen solle: Gott zu lieben. Manchmal geschieht es ja wohl, daß einer von seiner heiligen Wirklichkeit berührt wird; dann wird die Liebe zur innigen Selbstverständlichkeit. Aber für die Regel ist es nicht so. Meistens bleibt das Herz stumm, und das Tägliche übertönt alles. Was ist dann Liebe? Genau dieses: zu tun, was jetzt das Richtige ist, weil es Gottes Willen erfüllt. Und es so zu tun, wie Liebe getan sein will: lauter und gern.

Von dieser Liebe ist gesagt, sie solle getan werden "aus ganzem Herzen, ganzem Gemüte und ganzer Kraft" - wer aber kann je sagen, er tue so? Sein ganzes Herz, sein ganzes Gemüt, seine ganze Kraft sei wirklich darin? Wir brauchen das nur zu bedenken, um uns klar zu sein, daß hier ein nie auszuscheidender Fortgang ist. Ein "Weg", der immer weiter führt, ins Unabsehbare. Auf dem immer neu die Hintergedanken und Nebenabsichten weggetan, die inneren Listen und Unredlichkeiten ausgeleuchtet, die Widerstände und Feighei-

ten überwunden werden müssen: Es ist der Weg in jenes "Ganze", von welchem das Gebot spricht: das ganze Herz, das ganze Gemüt, die ganze Kraft. Was bedeutet das aber, wenn es sich um die Liebe zum all-heiligen und allsehenden Gott handelt - und vorher um dieses Gottes eigene Liebe, welche die unsere überhaupt erst möglich macht?

Hier entsteht vom Heiligen ein anderes Bild. Von Außergewöhnlichkeiten ist hier keine Rede mehr. Der Mensch, der diesen Weg geht, tut, was jeder tun müßte, der jetzt und hier seine Sache richtig machen will. Nicht mehr und nicht weniger.

Er versteht aber die Richtigkeit des jetzt und hier Aufgegebenen von Gott her. Damit ist nichts Phantastisches gemeint. Er braucht seinen Verstand, tut, was sein Beruf verlangt, und kann für alles sachgemäße Rechenschaft geben; aber sein Gewissen ist um ein Wesentliches vertieft. Sein Tun vollzieht sich in der Welt, weiß sich aber dem Willen Dessen verpflichtet, der diese Welt geschaffen hat und selbst über aller Welt ist. Mitten in unserm durch jederlei Selbstsucht und Unwahrheit verwirrten Leben sucht er in neuer Weise wiederzugewinnen, was zu Beginn das Dasein des ersten Menschen bestimmte, bevor der seinen Eigenwillen vor den Willen Gottes gestellt hatte.

Das zu wollen, ist Liebe. Und in dieser Liebe ist, noch einmal gesagt, ein unendlicher Weg: zu immer vollerer Wahrheit, reinerer Bereitschaft, entschiedenerem Tun. Darin jenes "Ganze" zu wollen, von welchem der Herr spricht, des Herzens, des Gemütes, der Kräfte und Gedanken: damit beginnt die Heiligkeit. In den beständigen Überwindungen, die das kostet; in den Entsagungen, die da nötig werden, im Durchdringen zu immer reinerer Redlichkeit des Geistes und Herzens wächst sie heran.

Dabei wird sie immer unauffälliger. Man möchte sagen: sie zieht sich ins Tägliche-Rich-

tige zurück. Was dieser Mensch tut, wird immer unwichtiger - und wichtiger zugleich.

Unwichtiger, insofern es nicht mehr darauf ankommt, wie das ist, was er tut: wie groß, oder wie schwer, wie gefährvoll. Das Geforderte kann bedeutend sein, oder durchschnittlich, oder gering; das ist gleichgültig. Es muß nur das sein, was jetzt hergehört... Andererseits aber wird es wichtiger, weil es ja doch so getan werden soll, wie es in sich richtig ist, nicht wie persönliche Motive es möchten; so, wie Gott es haben will, der alle Dinge geschaffen hat und dessen Wille in jeder Situation redet, dadurch, daß sie eben ist, wie sie ist. Der Mensch empfängt gleichsam von Mal zu Mal die Aufgabe aus Gottes Hand - des Gottes, der die Wahrheit ist und weder Scheinwerk noch Puscherei will. Alles Tun wird zu einem Einvernehmen zwischen dem Menschen, der handelt, und Gott, der ihm in diesem Augenblick Seine Schöpfung in die Hand gibt - wie einst dem ersten Menschen. "auf daß er sie bewahre und bebaue" (Gen 2,15).

Seltsam, was da vor sich geht: wie die Sache sich in ihrem Wesen betont, und zugleich, eben durch ihre "Sachlichkeit", ins Richtige verschwindet. Da leuchtet nichts; da ist weder von großen Erfahrungen die Rede, noch von Wagnissen und Durchbrüchen. Da ist überhaupt nicht mehr viel "die Rede", sondern ein ruhiges Tun geht vor sich, so wie die Stunde es verlangt. Nichts fällt auf. Einer geht vielleicht daneben her und merkt gar nichts Besonderes... Wenn aber sein Geist wach ist, merkt er vielleicht doch etwas: eine stille Freiheit, eine ruhige Sicherheit in Sinn und Richtung, eine Freudigkeit, trotz aller Sorgen und Beschwerden...

Der Heilige in unserer Welt

Wenn aber das Gesagte zutrifft - und ich bitte den Leser, es sich durch den Sinn gehen

zu lassen und es zu prüfen -, dann entsteht da ein Bild vom Heiligen, das dem Gefühl unserer Zeit sehr nahe kommt. Sie hat nämlich ein Mißtrauen gegen die außergewöhnlichen Persönlichkeiten und die übergroßen Taten - trotz all der Sucht nach Sensation; trotz all des Getöses in Wort und Bild; trotz der Aufgeregtheit und Hetze überall. Ja vielleicht gerade deshalb; weil die Ehrlicheren und Echteren merken, was für ein tödlicher Unsinn in alledem ist. Mir fallen da zwei Beispiele ein, die vielleicht deutlicher machen, was ich meine.

Am Ende des ersten Weltkrieges ist der Begriff des "unbekannten Soldaten" aufgetaucht. Früher hätte man vom großen Feldherrn, oder vom Vollbringer ruhmvoller Taten gesprochen. Es scheint, diese werden uninteressant; dafür aber jener bedeutungsvoll, der sein Land liebt, seine Pflichten kennt und sie dort, wo er steht, ruhig und entschieden tut... Ähnlich etwas anderes: Seit einiger Zeit sieht man, die wissenschaftlichen, technischen, sozialen Aufgaben und welche sonst noch werden so groß, daß ein Einzelner sie nicht mehr bewältigen kann. So tritt an die Stelle der überragenden Persönlichkeit das "Team", die Arbeitsgruppe. In dieser hebt sich keiner besonders heraus; aber jeder ist wichtig. Jeder arbeitet an seiner Stelle, aber in der Verantwortung für die gemeinsame Sache. Jeder weiß, daß er sich um dieser Sache willen auf den Anderen verlassen kann, ebenso wie er in Selbstverständlichkeit neben jedem Anderen steht... Beide Erscheinungen zeigen den gleichen geistigen Charakter, die nämliche seelische Farbe: das Außerordentliche tritt zurück; der Einzelne wird unscheinbar; dafür lebt aber in Jedem ein waches Gefühl für die Sache, und darin gewinnt er eine neue Bedeutung. Vielleicht ist es nicht abwegig, dazu - natürlich auf anderer Ebene - in Vergleich zu bringen, was soeben über das Bild des Heiligen gesagt worden ist. Dieser würde dann nicht mehr durch eine aus dem übrigen Dasein heraustretende Existenzform charakte-

risiert sein. Er würde vielmehr in Unscheinbarkeit tun, was jeweils recht und richtig ist; das aber in einer Lauterkeit der Gesinnung, die immer tiefer mit Gottes Liebe eins wird; sich immer vollkommener von Selbstsucht und Selbstgenuß löst und so eine Freiheit gewinnt, die nichts mehr mit Originalität und Genialität zu tun hat, sondern sich ganz im Kern der Person verwirklicht.

Sicher hat jeder Mensch im Zusammenhang der Geschichte, die Gott in der Welt führt, seine Aufgabe. Manche Aufgaben gibt es aber, die auf Einen warten, der sich Gott vollkommen zur Verfügung gestellt hat. Von solchen Aufgaben gibt es manche und sehr drängende. Denken wir etwa an die Macht, die der heutige Mensch über die Natur errungen hat, der er aber selbst nicht mehr gewachsen ist; oder an die Weise, wie der Einzelne von Staat und Gesellschaft aufgesogen wird. Darüber können wir aber hier nicht weiter sprechen; wir wollen auf etwas anderes Entscheidendes aufmerksam werden, nämlich auf die Frage des Glaubens.

Kann ein ehrlicher Mensch heute noch glauben? Und nicht nur "eben noch", sondern in voller Verantwortung? Und wie sieht dieser Glaube aus? Im ersten Brief des Apostels Johannes steht der Satz: "Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube." (5,4) Die Welt übt Macht über den Menschen: äußerlich auf tausendfältige Weise, aber auch innerlich. Sie wirkt auf die Voraussetzungen seines Denkens; auf die Maßstäbe seines Werturteils; auf sein Gefühl für das, was wirklich und was wesentlich ist. Sie dringt von überall her auf ihn ein und sucht ihn ganz auszufüllen. Geschieht Letzteres, dann kann er nicht mehr glauben. Also muß er diese Welt-Mächtigkeit überwinden; Herz und Geist von ihr frei bekommen; ihr gegenüber Abstand gewinnen.

Die Aufgabe war immer gestellt, hatte aber zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Charakter. Es wäre sehr aufschlußreich, zu sehen,

wie sie in der Frühzeit aussah, als die Welt vom Mythos bestimmt war; wie im Mittelalter, als das Chaos der Völkerwanderung geformt werden mußte; wie in der Neuzeit, als die große Hingabe des Einzelnen an Gott sich der Entfesselung des Individuums entgegenwarf. Jedesmal vollzog sich "Sieg". Aus einer in Herz und Geist sich erschließenden Einsicht, aus innerster Entscheidung der Person heraus gewann das Verhältnis des glaubenswilligen Menschen zur Welt eine neue Form.

Es ist Zeit, daß das wieder geschehe; wieder "die Welt überwunden werde", damit lebendiger Glaube sein könne. Nicht "noch"; so, daß Einzelne, ihrer Veranlagung nach zur überholten Zeit Gehörende, fähig wären, zu tun, was die Allgemeinheit nicht mehr tun kann. Auch nicht so, daß der Glaube die Augen vor der Wirklichkeit der Welt schlosse und in einem abgeschiedenen Bereich ein künstliches Leben führte. Ebenso wenig aber in der Weise einer verzweifelten Paradoxie, die zwar wüßte, zu Gott gebe es keinen verantwortbaren Weg, sich aber in irrationalen Entschluß auf Gott hin wagte. Das alles sind absterbende Dinge. Es ist Zeit, daß wieder die Augen für die Wahrheit aufgehen.

Die Welt schließt sich immer lückenloser zusammen. Immer entschiedener begründet sie sich im Gefühl der Zeit als das Eine und Einzige; als einfachhin gegebene "Natur" und selbstherrliche "Kultur". So muß der Mensch sie vom inneren Ursprung her neu in den Blick bekommen. Er muß lernen, ihre Gestalten und Zusammenhänge neu zu lesen. Er muß sehen - nicht nur denken, nicht nur behaupten, sondern mit Augen sehen - daß die Welt nicht "Natur" ist, sondern Gottes Werk; nicht sich selbst genügendes All, sondern Wort, das vom Eigentlichen redet. Und daß der Mensch nicht in sie eingesperrt ist, sondern in die Freiheit kann. Freilich nicht so, daß er irgendwie eine Lücke im Zusammenhang entdeckte, oder ein Fenster in die Wand schlug, sondern daß er sieht, die Welt ist

Antlitz, durch das Gott erschaut; und im Licht dieses Blickes vermag der Mensch in die Freiheit Gottes hinauszuschauen. In der Offenheit aber, die so entsteht, werden die Worte Gottes, wird die Gestalt Christi viel leichter Raum finden.

Was da geschehen muß, ist nichts Lautes, nichts, was Sensation erregt. Es sind vielmehr leise, zarte Dinge; aber Dinge, die alles verwandeln. Doch können die sich nur im Geist und Herzen dessen zutragen, der sich Gott zur Verfügung stellt.

Das wäre eine Aufgabe, deren Lösung wir vor allem vom Heiligen erwarten - neben der anderen, daß er uns lehre, wie heute die Liebe aussieht, welche stärker ist als die Macht.

Von hierher können auch wieder Wunder geschehen. Man sagt, es gebe keine mehr. Seltsame Behauptung, wenn doch zugleich mit einer geradezu erschütternden Vertrauensseligkeit die merkwürdigsten "Wunder" geglaubt werden: offene, mirakelhafte, in allen erdenklichen Formen ärztlicher, oder sozialer, oder kultureller Überleistung, oder heimliche, verlogene, in politischen und technischen Programmen versteckte.

Der wahre Sinn des Wunders ist, daß an der Wirklichkeit des Daseins der Lebendige Gott deutlich wird. Seine Gestalt ist verschieden, je nach der Zeit. Das Wunder, auf das wir warten, besteht darin, daß der dumpfe, schwere Zwang der Welt, aus dem kein Ausweg scheint, sich löse - dadurch, daß unser Auge fähig wird, zu sehen, was wirklich ist, unser Herz inne wird, wie die Dinge in Wahrheit gehen.

Heiligkeit und Laientum

Das Bild des Heiligen, von dem wir gesprochen haben, das sich ins Unscheinbare zurückzieht, zugleich aber immer intensiver wird, scheint auch eine besondere Beziehung zur

Aufgabe des Laien zu haben, dessen Stellung in der Kirche Gegenstand einer immer dringlicher werdenden Frage ist.

Die Verwirklichung der zweiten von uns betrachteten Heiligengestalt setzt in der Regel eine Atmosphäre voraus, welche das Außerordentliche begünstigt. Diese ist aber für den in den Weltberufen lebenden Gläubigen nicht mehr da. Er lebt in einer Umgebung, die nach Norm und Serie geformt ist; arbeitet in Laboratorien, Fabriken, Ämtern, die in durchgerechneten und geplanten Verfahrensweisen funktionieren. Könnte er da eine religiöse Lebensgestalt verwirklichen, die sich in außergewöhnlichen religiösen Erfahrungen und Übungen ausdrückte? Er wäre damit so fremd, daß er sich selbst sinnlos vorkommen würde. Oder er müßte sich sagen, was Heiligkeit heißt, sei für ihn nicht bestimmt und solchen vorbehalten, die in einem irgendwie ausgesparten und zubereiteten Bereich leben. Was wäre aber dann mit der Mahnung Christi: "seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Mt 5,48), die doch offenbar eine Möglichkeit für alle öffnet?

Ein schwieriges Problem, das schon lange empfunden wird und dem christlichen Dasein an die Wurzel geht. Es gibt aber einen Gedanken, der weiter helfen könnte: der der Verantwortung des Laien für die Welt.

Schon im Lauf des Mittelalters, vor allem aber in der Neuzeit, hat sich etwas Folgenreiches vollzogen. Das geistliche Leben hat weithin aufgehört, die Gottesbeziehung des Christen einfachhin; die von Gott her kommende Sinngabe, Durchleuchtung und Ordnung des Daseins zu sein. Es hat eine Art Fach-Charakter angenommen, hat eine Kunstlehre der Vervollkommnung ausgebildet, und ist damit in eine immer größere Nähe zu einem besonderen Stand, dem der Orden, getreten. Die Welt aber hat ihren religiösen Charakter verloren. Es wurde vergessen, daß sie ja doch, als solche, eine religiöse Tatsache ist, nämlich Schöpfung, von Gottes Gedanken erfüllt, in

welcher der Mensch ein Werk tut, das Gott ihm aufgetragen hat. Sagen wir besser: man hat es wohl gewußt, denn es steht ja im ersten Glaubensartikel; es war aber nicht mehr wirksam. Die Schöpfung ist im Bewußtsein der Allgemeinheit - weithin auch der christlichen - zur bloß weltlichen Welt geworden; zur neutralen "Natur" und autonomen "Kultur".

Nun steht auf der einen Seite eine von Gott abgelöste Welt; als Programm verkündet im Liberalismus und Positivismus; mit Gewalt verwirklicht in den totalitären Staaten; als Gefahr und Gefährde aber auch im christlichen Bewußtsein wirksam. Auf der anderen Seite aber eine weltfremde Frömmigkeit, die ihren Weltgehalt verloren hat, und vielfach zu einer "bloßen Frömmigkeit" geworden ist, welche sich in einem abgesonderten Bereich bewegt und einen eigentümlich unwirklichen, schattenhaften Charakter trägt.

Dabei wurde aber vergessen, daß die Welt nicht nur Gegenstand von Pflichterfüllung und Feld für den Kampf gegen das Böse ist, sondern Aufgabe, als solche von Gott dem Menschen gesetzt.

Im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Bericht von der Schöpfung - das heißt aber, der Lehre vom Wesen des Seins - spricht die Genesis vom Paradies. Das war nicht, wozu der Unglaube es gemacht hat, ein mythischer Urbereich, oder ein Märchenland, sondern die wirkliche Welt, sofern Gott sie dem ihm verbundenen Menschen in Macht und Verantwortung gegeben hatte. Und dieser Mensch selbst war kein spielendes Kind, sondern ein gewaltiges Wesen, frei, mündig und voll von unverwirrter Kraft. In dieses Verhältnis brach die Empörung ein und zerstörte das Paradies. Dadurch wurde die Welt aber nicht zum Niemandsland, oder gar zum Reich des Bösen einfachhin, sondern sie blieb Gottes Eigentum, und der Mensch war nach wie vor für sie verantwortlich.

Wohl mußte er sich nun der furchtbaren Macht zum Bösen erwehren, die seine Schuld

der Welt gegeben; mit der Verstörung kämpfen, die er selbst in jede Beziehung zu den Dingen gebracht hatte. Aber immer noch liegen in ihr Gottes schöpferische Gedanken. So gibt es in ihr, wenn auch oft schwer erkennbar, ein Richtiges, das getan werden kann; und der Auftrag besteht weiter, es auch zu tun.

Gottes Werk, die Welt, ist dem Menschen anvertraut. Er soll dafür sorgen, daß es mit ihr richtig werde - so weit und in der Weise, wie es nach der Verstörung durch die Schuld möglich ist; jeder da, wo er steht, nach seinem Beruf und seinen Kräften. Diese Aufgabe ist nicht eine bloß "weltliche", die neben der "religiösen" herliefe, sondern sie ist in sich und als solche religiös, nein christlich, und kann letztlich überhaupt nur im Gehorsam gegen den Auftrag vollbracht werden.

An diese Aufgabe denken wir viel zu wenig. Viel zu wenig steht uns die Welt als das von Gott geschaffene Werk im Bewußtsein, das Er liebt - siehe den fünfmal wiederkehrenden Satz des Schöpfungsberichtes: "Und Gott sah, daß es gut war" (Gen 1), gut vor Ihm - und das uns anvertraut ist. Mit viel zu wenig Unterscheidung wird von der Welt als dem Reich des Bösen und der Macht der Verführung gesprochen.

Die Folge war, daß die Welt in die Hände des Unglaubens gekommen ist - das Wort nicht nur von denen gemeint, die den Glauben an Gott und sein Gericht ablehnen, sondern auch von Jenen, die zwar religiös glauben, ihr Werk aber nicht aus der Verantwortung dieses Glaubens heraus, sondern nur aus sachlicher Tüchtigkeit oder um persönlichen Vorteils willen tun.

Die Lebens- und Werkwelt des Menschen und, durch sie hindurch, die Erde als Gedanke und Gebilde Gottes, sind in einer Gefahr, deren Dringlichkeit nur von einem gedankenlosen Fortschrittsglauben verkannt werden kann; darüber habe ich in meinen Schriften über "Das Ende der Neuzeit" und "Die Macht" eingehender zu sprechen versucht.

Der heutige Mensch ist dieser Gefahr aber nicht mehr gewachsen. Die Welt muß in eine tiefere, in die Verantwortung des Glaubens kommen. Damit soll dem aus dem unmittelbaren Ethos des Berufes erwachsenden Ernst der Wissenschaftler, Ingenieure, Künstler, Politiker gewiß nichts abgesprochen sein; er genügt aber nicht. Ihm fehlt der Abstand, die Ordnung, die Freiheit, die nötig sind, um das Kulturchaos zu meistern. So ist es Zeit, daß der Christ sich an seine Pflicht erinnere und die Welt in sein Gewissen nehme. Hier liegt die Aufgabe des Laien.

Nach der Jahrhundertwende kam ein Begriff in Umlauf, der geeignet schien, die beschriebene Spaltung zu überwinden. Er berief sich auf den ersten Petrusbrief, wo von einem "heiligen Priestertum" (2,5.9) die Rede ist, das in der Christlichkeit als solcher liegt. So wurde viel vom Laienpriestertum gesprochen; das hat aber wenig Gutes bewirkt und manche Verwirrung angerichtet. Schon daß der Gedanke im Neuen Testament eine so geringe, ja, auf das Ganze gesehen, eigentlich überhaupt keine Rolle spielt, hätte warnen sollen. Die Petrus-Stelle ist ohne Rückblick auf alttestamentliche Zusammenhänge gar nicht zu verstehen und hat mit modernen Problemen nichts zu tun.

Grundlage jeder klaren Lebensform und Arbeitsaufgabe muß die Wahrheit sein. Der Laie ist kein Priester, auch nicht in abgeschwächter oder gleichnishafter Weise. Seine Aufgabe, wie seine Verantwortung haben mit der priesterlichen nichts zu tun, noch können sie von dieser abgeleitet werden. Sie gehen vielmehr aus eigener Quelle hervor, und zwar aus dem Gottesauftrag, von welchem das zweite Kapitel der Genesis spricht. Voraus geht der Bericht von der Schöpfung, in welchem Gott als der schlechthin Souveräne erscheint, der in absoluter Macht und Meisterschaft die Wesensfülle der Welt erdenkt und verwirklicht; der alles Gute und nur Gutes schafft; und der nun sein Werk in der Form des Paradieses dem

Menschen in Verantwortung gibt, damit er "es bestelle und bewahre" (Gen 2,15).

Das Paradies ist - wie schon einmal gesagt - kein Märchenland. Es ist die wirkliche Welt, aber in die Gnadenbeziehung aufgenommen, die Gott dem Menschen gegeben hat. Er hat diesen zum Herrn der Welt gemacht; seine Herrschaft soll aber Dienst gegenüber dem wahren und eigentlichen Herrn sein. So gelingt sie in dem Maße, als der Mensch in Reinheit den Dienst vollzieht; denn die wirkliche Herrschaft ist nicht Gewalt, sondern Wahrheit. Diese besteht darin, daß das Wesen der Dinge gesehen wird und ihm Gerechtigkeit geschieht; die alles Weitere begründende Bestimmung aber der Dinge ist, daß sie nicht "Natur", sondern "Schöpfung" sind. Erst wenn sie so verstanden und angefaßt werden, erschließen sie sich und gehorchen sie.

Der Mensch empörte sich gegen das Grundverhältnis, wonach Gott allein Gott und wesenhafter Herr, er aber geschaffen und daher nur Herr von Gnaden ist - nachzulesen in dem immer aufs neue unser Wesen enthüllenden Bericht Genesis 3. Das Paradies zerbrach. In das Verhältnis des Menschen zu den Dingen drang die Schuld ein, verwirrte den Blick für die Wahrheit und machte die Herrschaft unsicher. Auch darüber sagt der Bericht dem, der ihn richtig liest, alles Erforderliche. Trotzdem besteht die Wahrheit des Seins weiter, und die Erlösung hat alles in eine neue Möglichkeit gehoben. Aus ihr heraus das verstörte Dasein zu verstehen, es als Werk zu gestalten, als Lebensraum zu ordnen und damit trotz allem Mißerfolg immer neu einzusetzen - das ist die Aufgabe des gläubigen Laien. An die Stelle der einstigen, aus der Wahrheit der Dinge heraus gelingenden Herrschaft ist das tragische Ringen um die Ordnung in einem empörten Dasein getreten. Darin hat er sich nun zu bewähren.

Der Maßstab für die Bewältigung dieser Aufgabe liegt einmal in den jeweiligen Weltleistungen selbst. Der Handelnde soll nicht

nur "es gut meinen", pflichttreu und ehrlich sein, sondern er soll die Dinge so machen, wie die Sache, das heißt aber, Gottes in den betreffenden Dingen und Situationen sich aus-sprechender Wille es fordert, nämlich richtig.

Der andere Maßstab ist die Lauterkeit der Gesinnung und die Intensität des Geistes, mit welcher der Christ den in den Dingen liegenden Willen Gottes erkennt und vollbringt. Die im Wesen der jeweiligen Weltaufgabe liegende sachliche Richtigkeit muß in die religiöse Gesinnung selbst aufgenommen, gewissermaßen zum Stoff für die Liebe zu Gott gemacht werden. Dadurch wird die Welt in Seinen Willen heimgeholt. Sie hört auf, die "profane" Welt zu sein, wozu sie in der Neuzeit geworden ist; anonyme "Natur", über die jeder verfügen kann, und autonome "Kultur", in welcher der Mensch sich selbst als Schöpfer setzt. Umgekehrt erhält die Frömmigkeit aber einen Ernst, der von der Sache her kommt und ihr den sonderbaren Charakter abgelöster geistlicher Fachlichkeit nimmt, den sie nicht selten hat.

Der Heilige der Außerordentlichkeit als beständiges Korrektiv

Es ist ohne weiteres klar, daß in alledem auch Gefahren liegen. Was wir da gezeichnet haben, ist ein Typus religiösen Lebens, der, wie jeder Typus, zum Rechten wie zum Unrechten gewendet werden kann. So kann die bestimmende Intention auch undeutlich, sogar unredlich werden. Die Erfüllung der sachlichen Forderungen als Verwirklichungsform der Liebe zu Gott kann sich zu einer Art christlichem Leistungsethos verfälschen. Worum es dann ginge, wäre in Wahrheit die Erfüllung des betreffenden Situationsan-

spruchs; der Liebesgedanke hingegen würde zu einem Motiv werden, das sie garantierte.

Noch tiefer würde die Verkehrung gehen, wenn die Welt-Verantwortung einem Optimismus der Wohlfahrt und des Fortschritts verfiel, darüber aber vergäße, was das Fundament des christlichen Daseinsverständnisses bildet: daß die Urauflehnung gegen Gott im Menschen eine Verstörung angerichtet hat, die den Optimismus ausschließt - eine Wahrheit, die ihren letzten Ausdruck im Schicksal Christi, im Kreuz findet. Dann würde alles in einen Naturalismus der Welt-Sorge und Welt-Leistung ableiten.

Bei so intensiver Hingabe an die Weltaufgaben kann auch das vergessen werden, was Loslösung aus der unmittelbaren Weltverbundenheit bedeutet - siehe die paulinische Mahnung: "Die Zeit drängt und hinfert gilt, daß die da verheiratet sind, seien, als wären sie es nicht; die da weinen, als weinten sie nicht; die sich freuen, als freuten sie sich nicht; die da kaufen, als besäßen sie nicht" (1 Kor 7,29-30), und die noch drängender johanneische: "Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn einer die Welt lieb hat, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm; weil alles, was in der Welt ist, die Lust des Fleisches und die Lust der Augen und das Großtun des Geldes, nicht von dem Vater ist, sondern von der Welt ist. Und die Welt vergeht und ihre Lust; wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit" (1 Joh 2,15-17). Das ist wahr. Es drückt aber nur die mögliche negative Auswirkung eines Ansatzes aus, der in sich richtig ist und sich positiv verwirklichen soll.

Hier wird noch einmal klar, was bereits von der bleibenden Bedeutung des zweiten Heiligkeitsbildes gesagt worden ist: Der Mensch, der um der Liebe Gottes willen alles opfert, alles wagt, in jede Einsamkeit und jedes Leiden hineingeht, wird zum Korrektiv, das immer wieder an die negativen Möglichkeiten erinnert, die in dem dritten Bilde liegen. Damit wird etwas betont, das zur Ordnung des

christlichen Lebens gehört. Der Kern des vom Außerordentlichen her bestimmten Heiligkeitsbildes liegt in der Erfüllung der "evangelischen Räte": dem Verzicht auf Eigentum, Selbstbestimmung und geschlechtliche Erfüllung um der vollen Freiheit für Gott willen. Ebendadurch aber, daß Einzelne diesen Verzicht vollziehen, wird immer wieder der Erweis erbracht, daß die Welt-Werte auch in der richtigen Weise realisiert werden können; als rechtes Verhältnis zum Besitz, zur Freiheit und zur Lebensgemeinschaft. Das gilt auch hier.

Das Heiligkeitsbild der Außerordentlichkeit wird immer in Geltung bleiben und darüber wachen, daß das Bild der Unscheinbarkeit den Verfälschungen, die es bedrohen, nicht verfallt. Es wird dem Christen sagen, daß die Aufgabe, eine richtige Besitzordnung, eine sinngemäße Eigenständigkeit, eine wesensgerechte Geschlechtsgemeinschaft und, von da aus, alle übrigen Forderungen richtiger Kultur zu verwirklichen, im Letzten nur aus der gleichen Gesinnung und den nämlichen Kräften heraus erfüllt werden kann, aus denen die Großen der Entsagung und der Selbstaufopferung gelebt haben.

Die zeitliche und die ewige Welt

Der Glaubende, der sich mit wirklicher Bereitschaft der Aufgabe zuwendet, von der die Rede war, erfährt, in welchem Zustand sich das Dasein befindet. Ihm wird deutlich, was die wirkliche Geschichte ist; kein natürlicher Prozeß, in welchem sich zuerst die Entwicklung des kosmischen, dann, auf neuer Ebene, die des biologischen und endlich jene des menschlich-kulturellen Zusammenhangs vollzöge, sondern personale Geschichte, deren bestimmende Elemente Freiheit, Entschei-

dung, Verantwortung, Schuld, Schicksal heißen. Er erfährt weiter, wie bis in den Grund hinein verwirrt alles Menschliche ist, und welchen Widerstand es dem Willen entgegenstellt, die Dinge richtig zu machen. Denn die Verwirrung ist nicht von der Art, wie die Chaotik eines Anfangsstadiums, in welchem Stoffe und Energien noch ungeformt durcheinandergehen; oder wie die zur Zeit eines Umbruchs, worin die alten Ordnungen erschüttert und die neuen noch nicht deutlich sind. Vielmehr hat die gegen Gott vollzogene Auflehnung das Dasein aus seinen Grundbedingungen gerissen, und die daraus kommende Verstörung ist nicht mehr aufzuheben. Wohl hat Gottes Liebe die Erlösung gewirkt; diese hat aber den Zustand als solchen nicht beseitigt, sondern ihn gesühnt und in einen neuen Anfang gehoben. Von diesem aus soll er durch den "guten Kampf" der Gnade überwunden werden; das aber ist eine Aufgabe, die sich in jedem einzelnen Glaubenden, sogar in jeder Stunde von dessen Leben neu stellt.

Ja, er begegnet der Tatsache, daß es im Dasein nicht nur die faktische, sondern auch die gewollte Unordnung, die festgehaltene Blindheit gibt. Wir brauchen nur an die Lebenssituation Christi zu denken; an die Mauer von Machtwillen, Verblendung und Lüge, die sich um Ihn her aufgebaut hat, und gegen die seine lebendige Wahrheit nicht aufgekommen ist - deshalb nicht, weil Er die Freiheit nicht aufheben durfte, aus der heraus das Rettende allein geschehen kann.

Diese Erfahrung verwehrt dem Christen den Optimismus des Kulturfortschritts, aber auch dessen verschleierte Form: wovor die autonome Kulturarbeit versage, da werde jener möglich, in dem die Gnade der Erlösung wirke; dafür erbringe der Heilige den Beweis. Wer sehen will, sieht, wie es steht. Sollten ihm noch Illusionen bleiben, so werden sie durch das, was Christus über die letzte Phase der Geschichte sagt, gründlich zerstört.

Auf der anderen Seite ist dem Christen aber auch jener Pessimismus verwehrt, der die Welt als einfachhin böse und verloren preisgibt, weil er dem Schöpfungswerk wie der Erlösungstat Gottes widerspricht. Der Christ darf nicht sagen: Die Menschen sind böse, die Zustände sind verdorben, das Streben ist hoffnungslos - sondern er soll Gottes Welt lieben und ihr die Treue halten.

Nicht in dem Sinne, vor dem Johannes warnt, wenn er schreibt: "Habt nicht lieb die Welt, und nicht was in der Welt ist" (1 Joh 2,15), sondern in dem anderen, von welchem der gleiche Apostel in seinem Evangelium spricht und sagt: "Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen einzigen Sohn dahingab, damit jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe" (3,16). Diese Liebe vollzieht der Christ - und also in tiefster Weise der Heilige - mit; so geht ihm die Verstörung der Welt in einer anderen Weise nahe als dem nichtglaubenden Pessimisten, weil sie nicht nur seine, sondern auch und zuerst die Welt Gottes ist.

Pessimismus wie Optimismus sind falsche Weisen, mit dem Zustand des Daseins fertig zu werden. Beide fliehen vor der Wirklichkeit, die eine in die Verwerfung, die andere in die Verklärung der Welt; eines so unwahr wie das andere. Der Heilige will Wahrheit. Er will sehen, was ist, und die Bereitschaft, von der wir gesprochen haben, öffnet ihm die Augen.

So harret er bei der Welt aus. Die Kraft dieses Ausharrens aber kommt nicht daher, daß er denkt, wenn man nur lange genug arbeite, werde die Welt in Ordnung kommen. Ihre Verstörtheit kann er nicht beseitigen, sondern nur in größere Liebe aufnehmen. Vielleicht sieht seine Arbeit gar keinen Erfolg. Vielleicht muß sogar seine Bemühung zunächst durch den Mißerfolg gehen, weil sie Christi Schicksal nachvollzieht. Der Heilige nimmt das aber an und steht es durch.

So hat sein Tun einen geheimnisvollen Doppelcharakter: er meint die wirkliche Welt

und ihre wirkliche Unordnung, mit einer Wahrhaftigkeit und Unbeirrbarkeit, die größer ist, als irgendein Reformersie haben kann. Auf der anderen Seite weiß er aber, daß das, was er tut, in die Unbekanntheit von Gottes Plan hineingezogen wird, der es verwendet, wo Er will - vielleicht sogar erst im Gericht und in der neuen Schöpfung.

Wenn wir nun von hier aus zu der Forderung zurückkehren, der christliche Weg bestehe darin, immer das jeweilige Richtige zu tun, so wird aufs neue deutlich, wie schwer es ist, ihn zu gehen. Denn weiß man immer, was das Richtige ist?

Oft macht das Spiel der Motive den Blick unsicher. Dann lautet die Forderung: Wenn du wissen willst, was das Richtige ist, mußt du auch wirklich bereit sein, es zu sehen und, sobald du es gesehen hast, auch zu tun. Der Weg in diese Bereitschaft aber ist lang. Fast möchte man sagen, er sei endlos; denn erscheinen hinter jedem überwundenen Widerstand nicht immerfort neue?

Ja, die Verworrenheit kann so groß werden, daß die Frage nach dem Richtigen selbst nicht durchkommt. Dann erscheint nicht nur Richtiges gegen Falsches, sondern Richtiges gegen Richtiges zu stehen, Gutes gegen Gutes, so daß man auf Wahrscheinlichkeit hin handeln, oder aber im Ausweglosen ausharren muß. Das Gefühl kann sich einstellen, der Kampf um das Richtige sei aussichtslos. Welche Bedrängnis daraus kommt, erfährt jeder, der an der wirklichen Welt arbeitet. Dennoch darf er die Arbeit nicht aufgeben.

Hier dringt ein Charakter des Daseins durch, für welchen das Wort "Tragik" nicht mehr ausreicht. Es ist das, was Johannes meint, wenn er sagt, "alles" in der Welt sei Trug und Wirrnis der Leidenschaften (1 Joh 2,16). Der Untergang der Besten, die Versäumnis der großen Möglichkeiten, das Mißlingen des Vollkommenen sind dunkle Zeichen dafür. Auch davor ist aber dem christlich Einsichtigen die Flucht in Ausreden und Ideo-

logien verwehrt. Er muß "glauben, hoffen [auf Gott] wider alles [Erlöschen menschlicher] Hoffnung" (Röm 4,18), und im übrigen an Gottes Gericht appellieren.

Das Werk des Christen geht in der Welt selbst nicht auf. Immer wieder erfährt er die Unmöglichkeit, in diesem Aion des Kampfes zwischen "Erlösung" und "Finsternis" zum Erfolg zu gelangen.

So muß sich jene Bemühung, welche den Weg zur Heiligkeit bildet, auf das ausrichten, was jenseits aller Geschichte liegt. Die endgültige Verwirklichung des Richtigen wird erst durch das Gericht geschehen; dieses aber wird alles, was gläubig in der Welt getan worden ist, zum Ansatz für die letzte Gnade machen. Nach dem Matthäusevangelium wird die For-

mel des Gerichtes lauten: "Wahrlich, Ich sage euch, wie ihr Einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan, so habt ihr Mir getan." (Mt 25,40) Vielleicht darf man darin auch das Wort sehen: "Was immer ihr meiner Welt getan habt, habt ihr Mir getan." Der Erlöser wird solches Tun in seine zweite Schöpfung hereinnehmen, und es wird am Entstehen der nun endgültig richtig gewordenen Welt mitwirken dürfen.

Der Heilige weiß das alles, nimmt es an und lebt es. Damit ist aber auch gesagt, wie wenig sich der hier entwickelte Begriff vom Heiligen auf innerweltliches Gelingen richtet. Er ist davon so weit entfernt, daß er überhaupt nur aus dem Glauben heraus verstanden werden kann.